

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstr. 87.

Halle a. S., Dienstag 6. August 1895.

Verleger: Hermann Schulz, Halle a. S., Leipzigerstr. 89.

Anzeige-Gebühren

Die Anzeigengebühren... für den ersten Tag... für jeden weiteren Tag...

Telegramme.

Wien, 6. August. Gestern Abend und heute Nachmittags... die Feier der Jubeltage...

Die Feier der Jubeltage.

Es ging unlängst eine vielbeachtete Auslassung durch die Zeitungen, die die Jubeltage... die patriotischen Freizeitschriften...

Indem zahlreiche abgediente Leute aus allen Klassen bürgerlicher Berufe wieder zu den Fahnen eilen... die patriotischen Freizeitschriften...

Die jungen Mannschaften aber, die die alten Kameraden... die patriotischen Freizeitschriften...

Die patriotischen Freizeitschriften... die patriotischen Freizeitschriften...

Die Zusammenkunft der Reichskanzler in Alt-Auffsee.

Die bereits telegraphisch gemeldet, fand das Zusammenkommen der leitenden Staatsmänner... die patriotischen Freizeitschriften...

ist bereits etwas mehr, das Gesicht, das den polnischen Typus... die patriotischen Freizeitschriften...

Auch in der sommerlichen Periode kam die hohe Politik nicht ganz ruhen... die patriotischen Freizeitschriften...

Am 20. Juli stattete Hohenlohe dem Kaiser Franz Josef... die patriotischen Freizeitschriften...

Ueber die erwartete Anwesenheit des Fürsten Hohenlohe und des Grafen Culenburg... die patriotischen Freizeitschriften...

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm's Englandfahrt Die Nacht... die patriotischen Freizeitschriften...

Auf ein Subjunktions-Telegramm... die patriotischen Freizeitschriften...

stürften Jagdbataillons gem seiner ruhmreichen Erfolge im Treffen bei Weidenburg.

Erst kürzlich wird nun der Meldung, daß der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern, Herr von Hottendorf...

Von hochgeachteter Seite schreibt man uns mit Bezug auf den bevorstehenden Münchener Katholikentag...

Die beiden Staatsmänner unterhalten sich sehr lehrer über die anlässlich der ersten Verhändlung... die patriotischen Freizeitschriften...

Die von mehreren Zeitungen gebrachte Mitteilung, daß ein Verkauf der Kaiserlichen Tabakmanufaktur in Straßburg... die patriotischen Freizeitschriften...

Der Reichsanzeiger veröffentlicht das Gesetz, betreffend die Ausübung verschiedener Bestimmungen des Allgemeinen Berggesetzes...

Der bekannte sozialdemokratische Privatdozent Dr. Leo Krone wird dem Lehrkörper der Berliner Universität erhalten bleiben...

Eine Stelle des Nachrings, den der Reichsanzeiger... die patriotischen Freizeitschriften...

Die Reichsanzeiger fragt, wie es mit der angeblich von Herrn Singer gegen die A. r. u. s. J. g. angelegten Klage wegen der Bezeichnung, bei dem Biertrinken die Intere...

Die Reichsanzeiger fragt, wie es mit der angeblich von Herrn Singer gegen die A. r. u. s. J. g. angelegten Klage wegen der Bezeichnung, bei dem Biertrinken die Intere...



Brüſſeler Spitzen.

3) Ein Reifeabenteuer.

„Aber mein gnädiges Fräulein!“

„Nun, denken Sie, ich bin im Begriff, einen dummen Streich zu machen.“

„Wie ſo das, meine Gnädige?“

„Ich habe — aber, nicht wahr! Ich kann mich auf Ihre Diſkretion verlaſſen?“

„Gnädiges Fräulein!“

„Nun denn, hören Sie. Ich habe für meine Freundin in Petersburg, zu deren Hochzeit ich reise, als Hochzeitgeſchenk einen Brautſchleier mitgebracht. Ich kam auf die Idee, als ich jünger mit Papa in Brüssel war, wo derlei Arbeit in vollendeter Form geliefert wird. Der Schleier den ich ausgeſucht habe, iſt denn auch ein Meiſterwerk — wie von Feenhänden gearbeitet —“

„Nun weiter!“

„Deutſchland lebt jetzt im Zollkrieg mit Ruſſland, und man ſagte mir, daß der Zoll für dieſe Art von Stoffen ſehr hoch wäre. Von anderer Seite — nicht von Papa, denn der würde ſehr dagegen ſein — wurde mir zu bedenken gegeben, daß es ja eine Kleinigkeit wäre, ſo eine Bagatelle durchzubringen, wenn man es nur nicht dumm anſinge — kurz —“

„Nun?“

„Man ſagte mir, daß, wenn ich den Schleier und ſonſtigen Spitzenſtram in ein Kleidungsſtück, das ich träge, ſorgfältig einnähte und möglichſt unbefangen auſträte, ſo wäre es eine Spielerei, die Sachen zu paſchen und da habe ich —“

„Da haben Sie natürlich dem Reize des Paſchens nicht widerſtehen können, und jetzt fällt es Ihnen ſchwer aufs Herz, daß die Sache mißlingen könnte?“

Sie nickte.

„Ja, Herr Baron, genau ſo iſt es. Und nun bitte ich Sie auf's Herzlichſte, wolle' Sie mir beistehe?“

„Gi, mit dem größten Vergnügen!“

„Sie wolle' mir aus der Paſche helfe?“

„Natürlich!“

„Nun, Gott ſei Dank! Jetzt ſühl' ich mich ſchon freier!“

Sie lächelte; der heiße Strom eines ihr unbekanntes Gefühls, das ſie im Stillen Dankbarkeit nannte, drang ihr zum Herzen, und überwallend reichte ſie dem Baron die Hand, welche dieſer ehrerbietig an ſeine Lippen drückte während zugleich zärtlich ſein Blick in ihre Augen tauchte.

„Aber, meine Gnädige“, ſagte er, nun müſſen Sie mir auch anvertrauen, was Sie ſchmuggeln wollen, und wo Sie es verborgen haben.“

„Es iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Brautſchleier und einige Meter koſtbarer Spitzen, und ich habe ſie in das Kleid eingenäht, das ich trage.“

„Nun — verlaſſen Sie ſich auf mich; Sie ſollen keine Steuer dafür zahlen!“

Wie eine Landſchaft nach Regenschauern verklärt erſcheint, wenn die Sonne wieder durchs Gewölke bricht, ſo verklärte ſich das Antlig des jungen Mädchens nach dieſen tröſtlichen Worten. Alle Furcht war von ihr gewichen und wiederum plauderte ſie harmlos mit ihrem Reiſegeſährten, der, merkwürdiger Weiſe, nun ſeinerſeits ernt zu werden begann und nur mit halbem Ohr den Mittheilungen ſeiner Begleiterin lauſchte.

So kam der Zug nach Cydtukhnen, der letzten Station auf deutſchen Boden. Hier verließen ihn die preußiſchen Eisenbahnbeamten; ruſſiſche, mit dunkelſchwarzgrünem Waffenrocke, die Weinkleider in den hohen Krempeſtiefeln ſteckend, einen Tuchgürtel um die Taille, die krauſe Lammfellmütze auf dem Kopfe, traten an ihre Stelle; die deutſche Sprache ward von der ruſſiſchen abgelöst; zwei ruſſiſche Polizeibeamten gingen von der Koupee zu Koupee, um ſich die Paſſe geben zu laſſen, ſobald die Grenze überſchritten war. Jetzt ein gellender Piſſ — ruſſiſche Zollbediente, die ſogenannten Artelliſchicki, ſprangen in die Wagen,

um ſich der dort befindlichen Gepäcksstücke der Reiſenden zu bemächtigen und ſie zu der großen Zollabfertigungshalle zu ſchaffen, wo inzwiſchen auch die als Ueberfracht aufgegebenen Kiſten, Kaſten und Koffer der Reiſenden aufgeteilt wurden, um dort der gefürchteten Zollkontrolle zu unterliegen.

Der Baron bot ſeiner Dame, die das ungewohnte Treiben auf dem Perron verwirrte, den Arm. Da ſtanden rieſige Polizeiſoldaten in militäriſcher Uniform, den Waffenrock mit rothen Fangſchnüren verziert, den krummen, an den Orient erinnernden Säbel über den Magen gehängt, dazu das Gewirr der Menſchen, das Durcheinanderreden in einem Idiom, das ſie nicht verſtand, das inſtinktive Gefühl in Ruſſland zu ſein — genug, ihr war ganz wirt zu Muthe und ſaß gedankenlos ſolgt ſie dem Baron, der ſie in den Zollſaal führte, den Niemand vor geſchehener Zollabfertigung und ſtattgehabter Paßreviſion wieder verlaſſen durfte. Er bat ſie um ihren Gepäckschein, damit er für ſie ſorgen könne; im Uebrigen möge ſie nur immer an ſeiner Seite bleiben.

Der Zufall, der die jungen Leute zuſammengeführt hatte, hatte es auch geſügt, daß ihr geſamtes Gepäck neben einander auf einem der langen Tiſche lag, die in Huſeifenform rings herum liefen, vom Publikum durch eine Barriere geſchieden waren und für die große ſich drängende Menge zur Zirkulation einen Raum ließen, der im erſten Augenblick freilich eng gefüllt war, ſich bei der ſchnellen, konſtanten Zollerpedition aber in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſchon merkbar gelichtet hatte. Im Innern dieſes huſeifenförmigen, ſehr großen Raumes, in welchem immer neue Koffer, Kiſten und Behälter geſchleppt wurden, arbeiteten die ruſſiſchen Zollbeamten.

Im ganzen Raume Menſchenſchranz, Durcheinander von Stimmen, Gemisch faſt aller europäiſchen Sprachen, vornehmlich aber Ruſſiſch, Deutſch, Franzöſiſch.

Die Zollabfertigung pflegt gewöhnlich in folgender Weiſe vor ſich zu gehen. Die Reiſenden ſuchen von außerhalb der Schranke ihre Gepäcksstücke auf, ſtellen ſich davor und halten Gepäckschein und Schlüssel in Bereitschaft. Die Zollbeamten, in Begleitung von Artelliſchicki, gehen nach Zufall und Laune zu irgend einem Koffer oder Kaſten, der beſichtigt werden ſoll. Der Beſitzer reicht dem Zollbeamten den Gepäckschein zur Kontrolle und öffnet auf Wunsch des Beamten das Koffi. Die Beamten ſind, ſo lange ſie keine Urſachen zu Mißtrauen haben, durchgängig liebenswürdig und entgegenkommend in ihrem Benehmen, ja, wenn ſie merken, daß der Reiſende des Ruſſiſchen nicht mächtig iſt, reden ſie ihn Deutſch oder Franzöſiſch an.

„Haben Sie Steuerbares?“

Bejaht der Reiſende und giebt er zugleich den Gegenſtand an, ſo öffnen die Artelliſchicki den Behälter, ſuchen das zu Verſteuernde, und der Beamte entſcheidet, ob es frei ausgehen kann oder verſollt werden muß. Letzteres geſchieht dann ſofort. Die Steuer wird entrichtet, der Koffer wieder verſchloſſen, mit dem Signum der ſtattgehabten Reviſion beklebt, der Reiſende bekommt ſeinen Gepäckschein, ſeine Schlüſſel, ſowie ſpäter ſeinen Paß zurück — und ſeinem Eintritt in Ruſſland, ſeiner Weiterfahrt nicht nichts mehr im Wege.

Etwas anders geſtaltet ſich die Sache, wenn der Reiſende die Frage des Zollbeamten nach Steuerbarem verneint. Die Steuerbeamten, denen im Laufe eines Monats Tauſende von Paſſanten und Deklaranten vor Augen kommen, ſind Menſchenkenner erſten Ranges. Der unſcheinbare Zug von Befangenheit, der ſaß immer auf dem Antlig des Sünderers liegt, entgeht ihnen in den wenigſten Fällen. „Nein?“ Ein Blick in das Geſicht des Reiſenden, und der Beamte wendet ſich zu dem Artelliſchicki.

„Deſſnen!“

Der Koffer fliegt auf. Die unartigen Hände des Zollbienerers mühen in dem Koffer herum; die ſorgfältig verpackten Stücke liegen im Nu auf dem Tiſche, nicht immer in ſymmetriſcher Weiſe. Neroös ſieht der Eigenthümer dabei; wie wird er das wieder in der Eile ſauber unterbringen? Und nebenbei der Gedanke,

da unten rechts im Koffer liegt Dies und Jenes, was dem Zollrevisor verborgen bleiben soll, — wenn er es fände?! Was ist das? Das unglückselige Stück ist schon gefunden. „Auf die Wage! — Haben Sie noch andere Koffer?“

„Ja, noch einen — diesen hier!“
„Artelschick! Deffnen!“

Der Verdacht des Revisors ist rege geworden. Er hat auch ein direktes Interesse dabei; denn von der hohen Strafe, die der Defraudeur zu zahlen hat, erhält er einen Theil. Also der zweite Koffer fliegt auch auf.

„Aber ich versichere Sie — ich habe nichts Steuerbares darin!“

„Bee pabho!“*)

Wieder lausen die einzelnen Theile heraus. Man findet wirklich Nichts, und der Artelschick bemüht sich, in Erwartung eines Trinkgeldes, die Stücke nach Möglichkeit wieder wie früher unterzubringen. Darauf zahlt der Reisende seinen Zoll nebst Strafe — und kann nun ebenfalls in das anstößende Wartezimmer treten und die gehabte Aufregung bei einem Glase Thee zu vergessen suchen.

Unsere Erzählung, theurer Leser, ist eine unanfechtbar wahre. Und weil sie es ist, muß und soll sie Dir nicht nur Unterhaltung, nein, auch Belehrung gewähren, und diese Belehrung mag für Denjenigen, der jemals die russische Grenze zu passieren hat, in folgenden Rathschlägen bestehen:

Erstens: Man verhehe sich mit einem Reisepaß und lasse ihn von einem russischen Konsul visiren — ohne diesen öffnet das heilige Rußland Niemandem seine Pforte.

Zweitens: Man nehme keine Bücher mit oder doch nur solche unpolitischen Inhalts. Politik verdirbt, wie Gustav Freytag in den „Journalisten“ seine Adelheid sagen läßt, den Charakter. Und Bücher über Politik und Religion sind in Rußland nicht gern gesehen, werden an der Grenze fast immer konfisziert und können dem nichtsahnenden, harmlosen Besitzer Schwierigkeiten

*) Gleichviel!

Die verlorene Handschrift.

Eine Tragikomödie.

... An einem der kleinen Marmortische vor dem Cafe Kaiserhof war es, wo er mir seine Geschichte erzählte. Ich stökte mir mit vielen Behagen gerade etwas Eis ein, denn es war an dem Nachmittage fürchterlich heiß. Die Kutscher auf der Haltestelle am Wilhelmplatz schliefen, die wackeren Pferde schliefen, Piccolo, an einen der eisernen Pfeiler des Zeltes gelehnt, schlief, mein Freund Harmonist, die Hauptstütze der Berliner naturalistischen Bewegung nächst Professor Erich Schmidt, schlief am Nebentische bei seiner Schwartziele ein, und ich gedachte nach der Inhalation des Eises dasselbe zu thun. Es war also eine friedliche Stimmung.

Da trat unser Hubert Walbmann unter das schützende Dach. Seine Miene waren bleich, seine Augen glühten unheimlich, kurzum, er sah aus wie ein Mann, dem soeben ein Wechsel präsentiert worden oder dem ein Vorfuß-Versuch vorbeigelungen ist. Mit donnernder Stimme heischte er einen Absynth. Piccolo fiel vor Schreck von dem Pfeiler ab, Harmonist erklärte verwirrt die Partie für remis, ein Kopf von gegenüber wandte melancholisch den Kopf zu uns und nur mir war sofort klar, daß es sich um etwas Bedeutendes handeln mußte, denn nur dann trank Hubert Absynth. Er hielt dies nämlich für genial-organisch. Er kam sich dann immer als ganz verruchter Decadent vor. Ich wußte auch, daß er eine vertrauenswürdige Seele brauchte, der er sein Leid anvertrauen mußte, und ich gab mich dazu her. Man muß der Freundschaft gewisse Opfer bringen!

Hier ist seine Geschichte und sie ist nützlich und lehrreich zur Naturgeschichte des dramatischen Dichters:

„Sie wissen, daß ich im vorigen Jahren einen Einakter geschrieben habe. Dabei ist ja nichts besonderes, aber das Bedeutende daran ist, daß er angenommen wurde. Der Direktor des „Stadt-Theaters“ erklärte ihn für seine Bühne geeignet und nahm ihn mit einem schmeichelhaften Schreiben an. Ich fühlte mich an dem Tage wie etwa Wolke nach der Schlacht von Sedan. Doch nur einen Tag sollte ich die ungemischte Freude kosten.“

Als am nächsten Tage die Ankündigung der Annahme meines Opus I in dem Feuilletontheile der Blätter erschien, betrat meine Wirthin mit feierlichem Gesicht mein Gemach: „Ich gratulire, Herr Dichter.“

und Weitsäufigkeiten bereiten. Hat man aber solche bei sich, so lege man sie freiwillig vor — das ist das Beste, was man machen kann; man erhält sie meist sofort zurück.

Was aber Drittens steuerpflichtige Sachen anbetrifft, so möchte ich unter allen Umständen rathen, diese lokaler Weise selber anzugeben. Jeder Staat ist auf den Ertrag seiner Zölle angewiesen und ahndet die Umgehung nicht gelinde; es ist eine strafbare Handlung, diese Steuer dem Staate entziehen zu wollen. Es ist aber auch — entschuldige lieber Leser, wenn ich es gerade heraus sage — eine Dummheit. Bist Du Kaufmann, und führst Du verzollbare Waare mit Dir, so ist es Deine Pflicht und Schuldigkeit, sie zu versteuern, und wenn Du es nicht thust, so begehst Du einen Schelmenstreich! Bist Du aber, lieber Leser, nur harmloser Reisender, der einige Kleinigkeiten: Geschenke, Zigarren und dergleichen mit sich führt — gib sie lieber an; ein Weniges ist Dir geseglich gestattet, und der Rest kann, auch die Seligkeit nicht kosten; wirst Du aber entdeckt, so hast Du eine große Strafe zu zahlen, dazu den Aerger, die Aufregung und — die getäuschte Hoffnung.

Doch kehren wir zu unserem jungen Paare zurück.

Der Baron stand mit seiner jugendlichen Begeleiterin hinter ihren vielen Koffern. Die Dame, welche den kritischen Moment herannahen sah, an welchem sie dem Beamten eine offenbare Lüge vortragen sollte, ward abwechselnd blaß und roth. Ein Zollbeamter nebst einem Artelschick näherte sich dem Paare:

„Hat die Dame Steuerbares?“

Schon öffnete sie den Mund, um das verhängnißvolle „Nein“ auszusprechen, als der Baron lächelnd zu dem Zollbeamten sagte:

„Die Koffer der Dame — diese vier hier — dürften kaum Etwas enthalten, was zu versteuern wäre, aber lassen Sie, bitte, die Dame in der Frauenabtheilung untersuchen; sie trägt eingenaht in ihren Kleidern Brüsseler Spitzen von einigem Werth bei sich!“

(Fortsetzung folgt.)

... (Pause) „Ich mechte mir erlauben, Ihnen zu sagen, was ich schon längst wollte, bet bet Zimmer von'n Ersten ab sechs Meter mehr kost.“

Während ich noch überlegte, was mein Einakter mit der Mehrforderung zu schaffen habe, fügte sie erläuternd hinzu: „Sie sind ja nu'n reicher Mann.“

Ich versicherte der Frau, daß sie sich von einem Deutschen Autor ein ganz falsches Bild mache und erklärte außerdem, daß ich das Zimmer gar nicht zur Abfassung des Einakters benutz habe, sondern das Schreibzimmer unseres Clubs, wo nämlich nie ein Mensch ist. — Die Wirthin nahm aber keine Raison an, und es blieb bei den 6 Mk.

Am Nachmittag erhielt ich einen Brief von meinem Schneider. Ich habe ihn noch als document hamain bei mir:

„Sehr geehrter Herr!
Ich lese soeben von Ihrem Stück. Ich frage Sie ergebenst an, wann Sie Ihre Rechnung zu bezahlen gedenken? Sie können es doch jetzt:

Hochachtungsvoll
C. S. Müller.“

Ich schrieb dem Mann in tröstlicher Weise, indem ich ihm zwei Freibillets zur Premiere als besonderes ehrende Auszeichnung gab.

In den nächsten zwei Monaten bereute ich es jeden Tag, daß ich je ein Stück geschrieben. Wo ich hinkam, war die erste Frage nach dem „Wie geht es Ihnen?“ — „Wann wird Ihr Stückchen aufgeführt?“ Als ob ich das selber wüßte. Jede bekannte Familie umstürmte mich um Freibillets, und jede Tochter des Hauses wollte absolut den Inhalt wissen, ob sie auch hingehen dürfe? Das stellte meinen moralischen Qualitäten nun gerade kein rühmliches Zeugniß aus, aber mit der Miene des Weltmannes schluckte ich alles herunter.

Am schlimmsten erging es mir bei meinem Freunde Hugo. In seinem Hause verlebte ich still und friedlich meine Sonntag-Abende. Aber seit dem Einakter war es mit dem Frieden vorbei. Es wurde ein förmlicher Sport mit mir getrieben. Ich saß einfach auf dem Moquiertuhl. Ich sollte ihnen erzählen, wie ich herausgekommen und mich verbeugen würde, und in der nächsten Minute interpellirte man mich, was ich machen würde, wenn ich durchfiele. So häuften sich die lebenswürdigen Anfragen, untermischt mit den Kalauern der Bühnendichter, die durch ihr ehrwürdiges Alter verblühten. Selbst

die sonst so liebenswürdige Gattin Hugos vergaß ihre Sanftmuth, wenn man auf diesen neuen Familienbelustigungsgegenstand kam und schlug mir vor, am Premièren-Abend bei ihr zu essen und das traurige Ereigniß im Sekt zu extränken. Man behandelte mich also schon wie einen durchgefallenen Autor, der in Deutschland bekanntlich dicht hinter den Leuten rangirt, die aus Versehen silberne Köffel einstecken.

Einmal wurde ich beinahe interviewt, wann ich mein nächstes Stück schreibe? Als ob ich dazu Zeit gehabt hätte! Meine sämtlichen freien Abende brachte ich im Stadt-Theater zu, ich sah mir den Schwank „Vibi's Hut“ an fünfundzwanzig Male an, denn ich sagte mir, das schmeichelt dem Direktor und der ist doch sozusagen eine wichtige Person. Mit den Darstellern, die für mein Stückchen in Aussicht genommen waren, kneipte ich jede Nacht, denn auch das sind wichtige Personen! Wie leicht kann so ein Darsteller etwa aus Bosheit eine Scene „schmeißen.“ Man hat exempla von Beispielen! Mit den Damen muß man sich also gut stellen! Die Salon dame besuchte ich jede Woche zu ihrem jour fix, was jedesmal ein solches Bouquet erforderte, daß meine Blumenhändlerin mir durchaus keinen Kredit mehr geben wollte. — Außerdem bat ich um die Erlaubniß, gelegentlich das Bologneser Hündchen der Gnädigen ausführen zu dürfen, was mir auch bewilligt wurde. Denn die Salon dame sollte die Hauptrolle spielen, die war also furchtbar wichtig. — Die zweite Partie spielte die Naive — in die habe ich mich sofort verliebt. Sie begreifen, daß ich nun gar keine Zeit mehr hatte! — Wir kamen auseinander, als sie von meiner Liebe durchaus verlangte, daß ich ihr die Rolle der Salon dame geben sollte! Mein Einakter war mir aber doch wichtiger als meine Liebe, und so schieden wir.

Mit der Souffleuse koquettirte ich gelegentlich und bedickte ihr etliche Ruten mit Kralines. Denn so eine Souffleuse — man unterschätze sie nicht! Sie kann absichtlich bei meinem Stücke einschlafen und dann ist es aus! — Von dem Theaterdiener nahm ich stets eine Priße an, obgleich ich noch eine Stunde hinterher nieste, was mir stets Kopfschmerzen verursachte.

So stand ich mit dem ganzen Theater vorzüglich.

Da, eines Tages passirte das „Wunderbare,“ um mit dem Kollegen Jbjen zu reden. Mein Stückchen sollte in drei Wochen gegeben werden, und als man die Rollen ausschreiben wollte, entdeckte man, daß es nicht mehr da sei! Das Stück existirte nur in einem Exemplar und das war fort! Die erste Niederschrift besah ich auch nicht mehr.

Man stellte das Theater auf den Kopf, man frant vom Schnürboden bis zu den Verrentungen, das Manuscript war und blieb verschwunden. Vielleicht war es auf dem Wege zum Abschreiber verloren gegangen — es war nicht zu finden. Man inserirte in den Blättern und setzte eine Prämie von 25 Mk. — auf die verlorene Handschrift, wie auf einen entlaufenen Mops. Doch keiner fand sie.

Nun erlebte ich erst meine Freuden als Deutscher Dichter. Das mit der verlorenen Handschrift, das glaubte mir natürlich fast Niemand, und die Wenigen, die mich für einen redlichen Menschen hielten, warfen mir meine Leichschmüßigkeit und Lüderlichkeit, ein wichtiges Manuscript nicht abzuschreiben, in so heftigen Ausdrücken an den Kopf, daß ich daran war, ihnen die Freundschaft zu kündigen Und nun die Anderen! Bei den Einen hämißches Schmunzeln, bei dem Andern direkter Unglaube. Ich las es in ihren Blicken: Natürlich, der Direktor will nicht! Ganz liebenswürdige Leute, die es für einen Geschäftskniß hielten, erkundigten sich, wann ich mein nächstes Stück zu — verlieren gedächte? Ob dieser neue Industriezweig sehr lohnend sei?

In diesem Sinne war auch eine Notiz verfaßt, die in einem Winkelblättchen erschien. Ich schrieb dem Redakteur einen ihm gebührenden Brief, und dieser forderte mich, da er das Schießen wahrscheinlich für eine ungesunde Thätigkeit hielt, nicht vor die Pistole, sondern vor den Schiedsman, wo er eine Summe für die Armentasse verlangte, daß die Dantien von hundert ausverkauften Häusern nicht gereicht hätten! Ich lachte natürlich Hohn, und der Mann verklagte mich. Der Prozeß schwebt immer noch.

Jeder Bekannte wollte natürlich die merkwürdige Geschichte der verlorenen Handschrift wissen. Es ist unglücklich, wieviel Zeit ich mit der Erzählung derselben verbrauchte.

Am 1. April Abends fand ich eine Rohrpostkarte von dem Direktor: „Lieber Freund! Ich gratulire uns, das Stück ist wiedergegeben.“ Ich verbrachte eine schlaflose Nacht und eilte am nächsten Tage zu ihm. Er war kaum aufgestanden. „Eine Karte? Ich habe Ihnen keine Karte geschrieben! Jetzt fiel mir ein: gestern war ja der 1. April! Mein liebenswürdiger Freund

Hugo hatte die ihm bekannte Handschrift des Direktors täuschend imittirt . . .

Dann hat man mich so lange gereizt, das Stück wieder zu schreiben, bis es mir eines Tages selbst klar war, daß Deutschland nicht mehr länger warten dürfte. Ich schrieb den Einakter zum zweiten Male.“

Erschöpft bestellte sich Hubert einen zweiten Absynth. Dann fuhr er fort: „Heute war die erste Probe. Mein Anglied wollte es, daß ich gestern Abend mit Benno spazieren ging. Sie wissen, er ist ein exprobrter Bühnenautor, und von dem kannst Du lernen, dachte ich mir, wie man sich auf den Proben benimmt. Er ist leider Gottes entsetzlich abergläubisch und sagte mir: Fangen Sie ja mit dem Direktor auf der Probe Streit an. Das bringt Glück. Ich mache das auch immer so. — Diesen Rath befolgte ich.“

„Nun und —“
„Der Direktor ging aber nicht auf den Streit ein und sagte sehr nüchtern zu seinen Mitgliedern: „Meine Herrschaften, wir wollen mit der Probe warten, bis der Herr Autor sich beruhigt hat. Vorhang! Wir wollen den ersten Act von Meunier & Co. proben.“ Er hat mein Stück einfach abgejakt!! Ich beabsichtigte in allem Ernste, meinen Freund Benno auf Schadenersatz zu verklagen, obwohl ich befürchten muß, daß die Execution fruchtlos verlaufen wird.“

Ich fragte Waldmann, ob er nicht sein Werk dem Theater des Westens anbieten wolle, aber er erklärte mir mit geheimnißvoller Miene, daß er beabsichtige, einem vielgefühlten Bedürfnisse seinerseits abhelfend, ein neues Theater zu gründen. Briefbogen und Couverts mit der Firma habe er schon bestellt, und das sei doch die Hauptsache bei allen Gründungen. Auch habe er ein Terrain in der Ackerstraße in Aussicht genommen, denn diese Gegend habe noch immer kein Theater! (B. B. Jtg.)

Am Hofe der russischen Kaiserin

Vom Hofe der jungen Zarewina wird dem „N. W. Tzbl.“ aus Petersburg berichtet: Während die Mittheilungen über ein Russisch-Französisches Bündniß einen lauten Wiederhall in aller Welt finden, feiert Oid-England einen stillen Triumph im Hause des Zaren. Das England mit seiner Sprache, seinen Gewohnheiten, Sitten und Eigenthümlichkeiten. Der Eingang in das Palais des Russischen Kaisers hat, weiß, daß diese Umwandlung mit dem Einzuge der Kaiserin Alexandrowna begann, die im vertrauten Familienkreise noch immer Altz geheißen wird. Die Kaiserin hat ihre Erziehung, die sie am Hofe ihre Großmutter, der Königin von England genoßen, nicht mit dem Augenblicke abgestreift, als sie Kaiserin von Rußland geworden. Den Russischen Glauben und einen Russischen Namen hat sie angenommen, aber die Russische Sprache, in der sie wohl Unterricht erhalten, die sie aber bis zum heutigen Tage nur sehr wenig beherrscht, wird man sehr selten von ihr sprechen hören. Im engen und engeren Zirkel nun, da wird nur das Englische gesprochen und nach dem Beispiele der Zarewina befehligen sich auch die Mitglieder des hohen Adels und des Hofes im Umgange des Palais, das bisher die wenigsten Anhänger am Russischen Hofe hatte. Der Einfluß der jungen Kaiserin und ihre Erziehung macht sich aber nicht bloß auf dem Gebiete der Umgangssprache am Hofe geltend, er zeigt sich — einstweilen — auch auf rein geistigem und da auf sehr fortschrittlichem Felde. In Hofkreisen circulirt zum Beweise hierfür eine kleine Geschichte, die sehr charakteristisch ist. Die Zarewina hat von Hause aus ein sehr lebhaftes Interesse für die modernen Frauen-Bestrebungen, die bekanntlich gerade in Rußland nicht ihre letzten Vertreterinnen und Anhängerinnen finden. Ein solches Frauenverein für die soziale Umgestaltung des weiblichen Geschlechtes hielt nun zu Petersburg eine seiner Sitzungen ab und die Kaiserin war sehr begierig, über die dafelbst geäußerten Ideen und Reformen ein wenig mehr zu erfahren, als die Zeitungen darüber berichteten oder berichten durften. Die Kaiserin hielt darum Nachfrage bei den Damen des Hofes, bei denen sie eine nähere Kenntniß vermuthen konnte, aber sie erfuhr von ihnen ebensovienig als vom Jar selber, dem seine Umgebung auch nicht mehr mittheilen konnte. Von jenem Tage ab wird, so oft dieser oder ein ähnlicher Verein seine Sitzungen wieder hält, einer der Sekretäre des Zaren als Berichterstatter entsendet, mit dem Auftrage, ein stenographisches Protokoll zu verfassen, um erwünschten Falles darin die Zarewina Einsicht nehmen lassen zu können. Vielleicht findet die Kaiserin da auch Manches über eine Würde des Frauenberufes, für welche sie sich eben vorbereitet. Für Ende des nächsten Monats oder Anfangs September sieht man nämlich am Hofe des Zaren einem freudigen Ereigniße entgegen. Wie viel Hoffnungen werden daran bereits geknüpft! „Wenn es nur ein Sohn wird!“ Diesen kurzgefaßten, aber so inhaltsreichen Wunsch hört man jetzt schon von allen Lippen flüßtern, nicht zuletzt von denen der jungen lebensfreudigen Hofgesellschaft, die an die Geburt eines Thronfolgers ihre großen Erwartungen knüpft. Jung und Alt am Hofe erwartet, daß das gesellschaft-

Hähe Leben, das dieses Jahr durch die mit der Verählung des Jaren zusammengefallene strenge Hoftrauer so gut wie abgezeichnet war, dann einen sehr regen Aufschwung nehmen werde. Das junge Kaiserpaar, das sich im freudigen Festgange noch nicht zeigen durfte, soll in einer Reihe glänzender Veranstaltungen gefeiert werden. Mit es doch bekannt, daß die Kaiserin solchen Vergnügungen nicht abhold ist und leidenschaftlich gerne tanzt. Ja, Personen, die im Jarenpalaste aus- und eingehen, denken mit Entzücken an die Szene zurück, da sie einmal eine jugendschöne Frau mit einem jugendlichen Kusaren-Obersten über den grünen Rasen des inneren Schloßgartens walzen sahen, so heiter ungebunden, wie irgend ein Hofsträulein mit einem Gardeoffizier. Die jugendschöne Frau war die Kaiserin Alexandrowna, der jugendliche Kusaren-Oberst der Kaiser, der bei seinem Regierungsantritte noch nicht die Generals-Epauletten erworben hatte, und, wie es heißt, sie sich auch jetzt nicht mehr verleihen will.

Allerlei.

Die Fahrgewindigkeit der Schiffe wird, wie allgemein bekannt sein dürfte, in Knoten ausgedrückt. Die Zahl der „Knoten“, die ein Schiff läuft, bezeichnet die Anzahl der Seemeilen, die es in der Stunde zurücklegt. Vier Seemeilen sind eine deutsche Meile, ein Knoten ist aber $\frac{1}{10}$ des Äquatorgrades, 1853,11 Meter. Man braucht also die in Knoten ausgedrückte Geschwindigkeit eines Schiffes nur mit 4 zu dividieren, um die Geschwindigkeit in gewöhnlichen Meilen ausgedrückt zu haben. Die Fahrgewindigkeiten der Schiffe sind sehr verschieden. Form und Größe des Schiffskörpers, Stärke und Umfang der Maschinen sind ebenso von bedeutendem Einfluß wie Wind und Wetter. In unserer Kriegsmarine herrscht das Bestreben vor, trotz der zunehmenden Größe und Schwere des Schiffskörpers die Geschwindigkeit zu steigern. Weisen die alten Kanonenboote unserer Flotte, von denen noch 5 vorhanden sind, nur eine Geschwindigkeit von 9 bis 10 Knoten auf, so hat unser größter „Kaiserin Augusta“, es sogar auf eine Maximalgeschwindigkeit von 25,8 Knoten gebracht. Die alten Schulfregatten besitzen nur eine Geschwindigkeit von 12 bis 13 Knoten, diejenige der älteren Panzerschiffe („Friedrich Karl“, „Kaiser“, „Deutschland“) steigert sich bis 14, während die neueren Kreuzer, sofern sie noch Segeltafelgale besitzen, 15 und 16 Knoten in der Stunde fahren. Die Küstenschlachtschiffe vierter Klasse („Siegfried“-Klasse) leisten im Mittel 16, die erstklassigen Schlachtschiffe vom „Börth“-Typ 16 $\frac{1}{2}$ bis 17 $\frac{1}{2}$ Knoten, während der modernste Kreuzer „Gefion“ und die neuen „Ariost“, „Meteor“ und „Komet“ es sogar auf 22 Knoten bringen. Dieselbe Geschwindigkeit besitzt auch die Kaiserjacht „Hohenzollern“. Unsere neueren Torpedoboote leisten als Maximum 23 Knoten. Die größte jemals erreichte Geschwindigkeit war diejenige des vorgenannten Kreuzers „Kaiserin Augusta“ mit 25,8 Knoten. In Frankreich und namentlich in England will man noch weit größere Geschwindigkeiten mit Schiffen der Kriegsmarine erzielen und sogar 28 Knoten überschritten haben. Ist dies Thatsache, so erkennt man daraus nur, daß man dort Menschen und Material nicht in dem Maße schont, wie dies in Deutschland der Fall ist, obwohl auch hier dann und wann Klagen laut werden, daß im modernen Wettstreit auf dem Gebiete des Kriegsschiffsbaues nicht forschfähig genug mit Menschenleben umgegangen wird.

Ueber unsere akademische Jugend spricht sich „Genosse Willem“ in den „Burschenschaftlichen Blättern“ so aus:

„Is det die akademische Blüthe,
Die hier sich mang de Linden tummelt?
Die mit verlostertem Nemeth,
Bon Morgens früh bis Abends bummelt?
Nu kiel bloß ener die Wisagen,
So det Festich zu runjeniren,
Det kommt von all die Festsfontagen,
Det duhn se, um zu renommiten.
Ihr Ideal is Schat zu kloppen,
Det Bier muß durch die Jurzel loosen,
Un schließlich nach'n Abendshoppen
Da jehn se noch bei Emberg schwoosen
Un det verkommene Festsichter,
Det soll mal die Fellschaft bessern?
Det werden nu mal uns're Richter?
Un haut sich selbst mit lange Messern.
Ne janz jewis, t' muß anners werren,
In'n Zukunftssituaat giebt's keene Drohnen,
Der Burjoa stirbt aus uf Erden,
Nur wer wat duht, den soll man lohnen.
Da giebt's nich mehr Kulbristudenten,
Doch Konnektion is ausjeshloosen,
Keen Tejeiram an so's Nejenten,
Da giebt's „studirende Genossen“.
In'n Reichstag soll so bald als möglich
Genosse Singer vor plädiren:
Achtstündige Arbeitszeit is täglich
Vor die Studiosen anzuföhren.“

Ein Wahnsinniger hat in St. Jean Lende bei Brest seine Mutter getödtet. Dieser Tage ging die Tagelöhnerin Treton von dem Bauernhof, wo sie obeitete, nach Hause, um für die übrigen das Mittagmahl zu bereiten. Sie hieß ihren geisteskranken Sohn

Dan vorausgehen und einen Eimer Wasser holen. Der jüngere Sohn Corentin arbeitete beim Bauernhof, der Vater auf dem Felde. Dan holte Wasser und stellte den Eimer zum Herd. Die Mutter setzte sich auf einen niedrigen Schemel zum Herd und schälte Kartoffeln, wobei sie sich stark vorbeugte. Dan sah ihr eine Weile zu, dann ging er hinter sie, nahm von der Wand die Sichel, hielt sie fest in beiden Händen und holte zweimal zum Schläge aus. Der Kopf fiel nach vorne, hing aber noch an einem Lappen Fleisch, worauf Dan ihn bei den Haaren faßte und mit der Sichel ganz durchschnitt. Dabei verfuhr er so heftig, daß ihm der Kopf aus der Hand fiel und auf dem Boden fortrollte. Er hob ihn wieder auf und stellte ihn auf ein Bänkehen gegenüber jenem, auf welchem der geköpfte Leichnam sitzen geblieben war, während das Blut in großen Mengen aus der Schnittwunde quoll. Dann ging Dan mit der blutigen Sichel in der Hand auf den Bauernhof, um seinen jüngeren Bruder aufzufordern, die Gendarmen zu holen, da er die Mutter getödtet habe. Corentin, der sich immer vor ihm fürchtete, lief nach Hause, warf einen Blick in die Küche, und, da er die schreckliche Kunde bestätigt fand, eilte er zum Vater aufs Feld. Unterdessen mußte Dan seine Sichel am Brunnen. Er ließ sich aber dieselbe von den herbeigeholten Gendarmen willig abnehmen. Dann folgte er dem Vater und den Gensarmen ins Haus. Die Hand der Frau hielt noch das Messer, mit dem sie Kartoffeln geschält hatte. Die Schüssel war zur Hälfte voll Blut. Der Burische gab nun genau an, wie er bei der That vorgegangen war. Er habe fest zugehauen, damit die Mutter nicht lange leiden müsse.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Das Kostümfest in Sanssouci, das der Kaiser jüngst zu Ehren des Altmeisters Menzel veranstaltete, veranschaulicht uns das Heft 23 der „**Modernen Kunst**“ (Berlin W. 57, Verlag von Rich. Bong). Der imposante Parademarsch der fredericianischen Grenadiere mit dem spontanbewaffneten Offizier an der Spitze darf wohl auch außerhalb des Kreises der militärischen Sachverständigen auf allgemeines Interesse rechnen. An an erster Stelle bringt das Heft einen neuen Beitrag zu der in Wort und Bild so anschaulich und passend gehaltenen Artikelserie „**Londoner Verkehrsleben**“. Von originellem Reiz ist das Bildchen „**Stagenballet kleiner Mädchen in London**“. Das Nachtstück „**Eine Reisebeschreibung**“ von Ernst Hardt ist eine poetische Skizze aus der Feder eines Vertreters unserer jüngsten Schriftstellergeneration, die an Stelle farbiger Alltagsbeobachtung und nüchternen Wirklichkeitsmalerei wieder glänzende Phantastik und hochgepannte Träumerei auf den Schild ihrer Ideale und Heigungen zu erheben beginnt. Das Festschick enthält diesmal eine besondere Fülle von Porträts und Illustrationen zu aufsehenerregenden Zeitvorgängen. Unter den Kunstblättern haben wir die in zwei diskreten Farbentönen gehaltene Wiedergabe der reizenden hechtischen Skulptur „**Han und Vachantim**“, sowie das großartige Bild „**Der Angriff der Macdonalds**“ von Harrington Mann hervor. Dieser Angriff der wilden jakobitischen Hochländer-Glans auf das vereinigte Heer der Engländer und Niederschotten erfolgte unter Wilhelm III. bei Killiecranie. Die durch Heimatliebe, Glaubenseifer und Fremdenhaß zur Majerei gebrachten Hochländer stürmten, ihre breiten Schwerter in der Faust, mit so unumworfelicher Wucht von den Bergen herab, daß das ganze gegnerische Heer im Zeitraum von zwei Minuten theils vernichtet, theils auseinandergeprengt war. Den Augenblick der höchsten Kampfeswuth der todesmuthigen Macdonalds unmittelbar vor dem Zusammenprall mit dem Feinde schildert das Mann'sche Gemälde, das sowohl in England wie in Deutschland förmlich epochemachend gewirkt hat.

— In der **Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek** gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Nr. 3101–3403. Charles Sealsfeld, Das Kajütenbuch oder nationale Charakteristiken. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich H. Fels. Mit dem Bildniß Sealsfelds. — Nr. 3404. Richard Voß, Zwischen zwei Herzen. Schauspiel in vier Aufzügen. Neubearbeitung. Soufflir- und Regiebuch mit Dekorationsplänen und dem vollständigen Scenarium. — Nr. 3405. Karl Julius Weber, Was ist lächerlich? Aus „Demokritos“, oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“. Verbefferte und mit Anmerkungen versehen Ausgabe. Demokrit. 2. Band. — Nr. 3406. Fugende Lieberbuch. Dieses „Jugend-Lieberbuch“ wird von den Schülern bei allen Gelegenheiten, besonders Spaziergängen und Schulfesten, schon seines bequemen Formates wegen und, weil sich darin alle nur irgend bekannten Jugendlieder finden, gern benutzt werden. Den Eltern und Lehrern bietet sich in diesem Bändchen ein reizendes und dabei außerordentlich billiges Geschenkwerk. — Nr. 3407. Dramatische Zwiegespräche. Für das Berufs-theater und für die Dilettantenbühne gesammelt und mit der vollständigen Regiebearbeitung herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. Drittes Bändchen. Inhalt: Musme. Lustspiel in einem Aufzuge von Friedrich Wallis. Um einen Ruf. Blauderei in einem Aufzuge von Eugen Nolani. Die beiden Trotzigten. Scherzspiel in einem Aufzuge von Frieda v. Kronroff. — Nr. 3408 bis 3410. Georges Ohnet, Sergius Panin. Roman. Aus dem Französischen überfetzt von A. Tuhnen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verloz von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstraße 87